

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

theater nur mit einem Spielplan von schweizerdeutschen Stücken zu denken sei oder ob auch das Schriftdeutsche seine Bedeutung und seinen Platz haben müsse. Die Aufführungen vieler dörflicher Vereine weisen darauf hin, daß dieses Problem nicht einfach so oder so entschieden werden kann.

Auf jeden Fall sind die neuen Dialektstücke der Heimatschutztheaterbewegung, die im Kanton Bern schon eine erfolgreiche Entwicklung hinter sich hat, wieder sehr zu begrüßen, mit dem Wunsch für weitere künstlerisch gute Arbeit.

R. G. K a c h e r.

Bücher B undschau

Zum Todestage von Georg Jenatsch.

Alexander Pfister: *Georg Jenatsch. Sein Leben und seine Zeit.* Verlag Benno Schwabe & Co., Basel, 1938.

Zum dreihundertsten Todestage des großen Bündners (24. Januar 1939) hat der durch seine Vorarbeiten rühmlich bekannte Autor eine, alles Wesentliche umfassende, Monographie veröffentlicht.

In fesselnder Darstellung geht er den tiefschürfenden Wandlungen im Wirken und Wesen dieser groß angelegten Persönlichkeit nach.

Schon die Kindheit des Engadiners ist überschattet von den Parteikämpfen der Heimat. Vielgestaltig wie die geographische Struktur Bündens sind seine rechtlichen Verhältnisse und politischen Orientierungen. Im Kampf zwischen der altgläubigen Planta- und der reformierten Salispartei hat der Vater Jenatsch's schon Stellung bezogen und der Sohn ist insofern sein Nachfolger, als er entschieden zu den Venezianisch-Französisch-Gesinnten, deren Haupt die Salis sind, gehört.

Einer Familie von Pfarrern und Beamten entstammend, hat Jörg seine theologischen Studien in Zürich und Basel absolviert. Der junge Student, der anfänglich durch Stipendien, später durch Lehrtätigkeit seinen Unterhalt bestritt, erweist sich bereits als willensstarker, selbstbewußter Jüngling, der seinen Professoren zu schaffen macht.

Als Pfarrer von Scharans im Domleschg drängt es seine ungestüme Natur in den Strudel des politischen Kampfes. In der Zeit der unduldsamen „Fähnlilupfe“, jener furchtbaren Kleinkriege von Gemeinde zu Gemeinde, der grausamen Strafgerichte und Racheakte, hat Jörg den evangelischen Predigerrock mit dem Harnisch vertauscht. An der Seite der „Gutgesinnten“, wie sich die Patrioten nennen, kämpft er gegen die eindringenden Österreicher und Spanier, die sich des Landes Zerrissenheit zunutze machen und unter dem Vorwande, den alten Glauben zu schützen, die südlichen Untertanenländer und Zugänge zu den wichtigen Pässen besetzen.

Nach der Niederlage der Bündner gegen die fremden Mächte müssen die reformierten Bündner ins Exil. Jenatsch und seine Freunde treten in Mansfeldische und venezianische Kriegsdienste.

Zum Manne gereift, kehrt Jörg in die vereinigte Heimat zurück. Zweimal vertraut er auf Frankreichs Hilfe und zeichnet sich durch seine Tapferkeit auf den Feldzügen des Marquis de Coevres und des Herzogs Rohan aus.

Enttäuscht von der Politik des Kardinal-Ministers Richelieu durchschaut er die selbstsüchtige Haltung Frankreichs, das sich die wichtigen Alpenübergänge sichern möchte und das Veltlin nicht herausgibt.

Obwohl Jenatsch kein Landes-Amt bekleidet, wird er doch zum Führer seines Volkes, das hinter ihm steht, wenn er Rohan und die französischen Truppen zum Abzuge zwingt.

Um gegen Richelieu, den größten Staatsmann der Zeit, erfolgreich vorzugehen, ist Jenatsch Bündnisse mit Spanien-Österreich eingegangen. Der diplomatische Verkehr mit den Habsburgern ist umso leichter, als der ehemalige Prädikant zum alten Glauben übergetreten ist. —

Für diese Epoche seines Lebens, die allen Biographen, vor allem den vorgenommenen Chronisten der Zeit Schwierigkeiten bereitete, hat A. Pfister neues, wertvolles Material aus dem Archiv der Sacra Congregatio de Propaganda Fide in Rom herangezogen.

Zenatsch erscheint als überzeugter Konvertit, jedoch gesonnen, durch tolerante Haltung die Glaubensparteien zu versöhnen und den Bürgerkrieg aus der Welt zu schaffen.

Mitten in seinem Lebenswerk, das durch den Frieden mit Habsburg und die Rückertstattung der Untertanengebiete: Bellinzona, Bormio und Chiavenna gekrönt werden sollte, ist das Haupt Bündens einem Mordanschlag zum Opfer gefallen. Die außerordentliche Machtstellung und überlegene Tatkraft des nach eigener Verantwortung handelnden Mannes ist ihm zum Verhängnis geworden. In klarer Übersicht knüpft der gewiegte Historiker die Fäden zu seinem Untergang, der schon von dem Zeitalter des 30-jährigen Krieges als „Walsteinerischer casus“ empfunden wurde. Frankreichs Feindschaft, der Reid der Aristokraten auf die Erfolge des Emporkömmlings und die Blutrache der persönlichen Gegner brachten ihn zu Fall.

Sein Werk überdauert die Person. Es wird zur Grundlage der bündnerischen Politik und trägt den Stempel von Zenatschs staatskluger Umsicht. Der Biograph hat es verstanden, das Einmalige und Individuelle in Jörgs Persönlichkeit zu deuten, seine versöhnliche Reise und die leidenschaftliche Heimatliebe glaubhaft und lebendig zu gestalten.

Dem stattlichen, vom Verlag Benno Schwabe & Co. gediegen ausgestatteten Bande ist ein Bild des Bündnerführers in venezianischer Obristen-Uniform mit stolzen, füßen Gesichtszügen, beigegeben.

Von der kritischen Auswahl des benutzten Quellenmaterials zeugen die übersichtlichen Anmerkungen, die bekannte und erstmals herangezogene Dokumente enthalten.

Die Monographie ist ein Zeitbuch allerersten Ranges, das durch seine anschauliche Sprache die volkstümliche Gestalt des Bündners einem weiten Leserkreis zu übermitteln vermag.

Rosa Schudel-Benzi.

Jacob Burckhardt.

Emil Dürr: *Jacob Burckhardt als politischer Publizist. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Werner Kägi.* Frez & Wasmuth Verlag A.-G. Zürich. 1937.

Es ist keine neue Erscheinung, die wir anzeigen, und manche unserer Leser werden sie kennen. Gleichwohl mögen noch einige Worte zu dieser Veröffentlichung vergönnt sein, welche über zwei Schock Aufsätze beschlägt, die Jacob Burckhardt vom Juni 1844 bis November 1845 in der Kölnischen Zeitung und einige wenige in der Basler Zeitung veröffentlicht hatte. Damals war es noch kein Staatsverbrechen, in eine deutsche Zeitung zu schreiben. Und auch Burckhardt erleidet in seinem vaterländischen Ansehen durch diese Betätigung keine Schmälerung, denn — fast überflüssig zu bemerken — es ist kein Wort darin enthalten, das mit der eidgenössischen Ehre nicht vereinbar wäre. Es ist zwar von starken Kämpfen und vieler Leidenschaft die Rede, in welche die Eidgenossenschaft damals gespalten war, und Burckhardt macht aus seiner tiefen Abneigung gegen den Radikalismus kein Hehl, aber diese Auseinandersezungen werden ausdrücklich als Angelegenheit der Schweizer erklärt, und es werden die Deutschen in der Schweiz ermahnt, sich hier nicht einzumischen: „es stehen sich in der Schweiz nicht Privilegierte und Bevölkerungen gegenüber, sondern gleichartige Parteien, deren Vermittlung, wenn sie möglich sein soll, in ihren eigenen Bedingungen liegen muß“. Und Burckhardt besaß zudem, wie er selber in einem Briefe an Eduard Schaunburg am 5. Februar 1845 schreibt, die von ihm als leicht empfundene Gabe, „Alles, die ganze Wahrheit, so daß die publizistische Pflicht nicht zu kurz kommt“, zu sagen, ohne mit den Pressegesetzen in Widerspruch zu geraten.

Der Versuch, Burckhardt in Beziehung mit den Ereignissen unserer Zeit zu setzen, ist verlockend; und meistens lassen sich auch Aussprüche in der einen und der andern Richtung finden, wie man auch in der Nießscheschen Rüstkammer für Hauen oder Stechen die geeignete Waffe sich wählen kann. Dem Herausgeber der vorliegenden Artikelsammlung verursachen Burckhardts ausgesprochene Zeugnisse

aus dieser Zeit für sein deutsches Empfinden Unbehagen. Nun, sie liegen nun einmal vor, hauptsächlich in den Briefen an Kinkel und die Brüder Schauenburg, sprachlich übrigens in einer Schönheit, die Burchardt kaum mehr übertragen hat. Über eben so gut weiß man, daß er die spätere Entwicklung in Deutschland nicht mitgemacht, daß er nicht mehr in einem romantischen Deutschland seine Zufluchtsstätte, sondern in der Kunst und in Italien gesucht und gesunden hat. Darüber hinaus ihn nun zu einem „Fasager“ zum freisinnigen schweizerischen Bundesstaat zu machen, das ist doch wohl zu weit gegangen. Wenn man eine der landläufigen politischen Kategorien auf ihn anwenden will, so war er ein konservativer Stadtbürger eines geistig und kulturell regen kleineren Gemeinwesens, das in einer Universität seine schönste Blüte entwickelte. Alle die Vorteile, welche die freisinnige Machtherrschaft im Bunde herbeigeführt hat, vor allem die sozialen, wogen bei ihm nicht so schwer, da er von der Unersättlichkeit, der Gier und der Gelüste der großen Masse überzeugt war. Höchstens sein Sicherheitsbedürfnis möchte auch heute noch in der Vaterstadt mehr als anderswo sich befriedigt fühlen, aber sonst dürfte einem doch wohl etwas bange sein über das Urteil, das er auch über unsere geistig-kulturellen, wie vor allem politischen Verhältnisse fällen würde, wenn er der alte Burchard geblieben und sich nicht auch mit der Zeit verwandelt hätte, was niemand weiß.

Erwähnt sei noch die nicht vollendete Einleitung aus der Feder von Emil Dürr, die wie alles, was er geschrieben hatte, sich durch Klarheit und etwas erfrischend Männliches auszeichnet.

Gerhard Boerlin.

Lavater.

Oskar Farner: Johann Caspar Lavater. Eine Würdigung für die Gegenwart.
Zwingli-Verlag, Zürich. 1938.

Es gilt sonst für eine nichtssagende Redensart, wenn man von einem Werke glaubt sagen zu müssen, es füllt eine Lücke aus. Sagt man es aber von einem kaum 40seitigen Opusculum, dann will der Ausdruck etwas bedeuten. Tatsächlich: dieses reizend ausgestattete Büchelchen füllt eine Lücke aus. Wer immer versucht hat, den im hellsten Licht der Geschichte stehenden Zürcher Pfarrer zu verstehen, dessen Andenken in seiner Vaterstadt in Nachkommenschaft und Verwandtentreisen bis heute lebendig ist, wie er auch in der Literaturgeschichte und unter den Goetheforschern — meist unverstanden, oft schmälerlich verkannt — weiter genannt und begutachtet wird, der weiß, daß es unmöglich ist, den bei aller Klarheit für uns rätselhaften Mann in der Geistesgeschichte unterzubringen. Es bleibt immer ein geradezu beunruhigender Rest, der nie erlaubt zu sagen: „dahin ist Lavater zu rechnen“. Die Partei-, Richtungs- und Strömungsnamen, mit denen wir an die doch noch gar nicht so lang entschwundene Zeit hinantreten, versagen alle, wenn wir mit Lavater zu tun haben: Rationalismus, Mystik, Individualismus, Pietismus, Orthodoxie, Aufklärung, Neuhumanismus, nichts von alledem will sich als Kapitel brauchen lassen, in die man den Waisenvater, Liederdichter, Physiognomiker, Bibelausleger vom St. Peter in Zürich stecken könnte, um ihn der Nachwelt zu zeigen. Nicht einmal die Frage, weshalb die einst so enge Freundschaft mit Goethe nicht gehalten, sondern sich bis zur Abneigung abgefühlt hat, ist so leicht richtig zu beantworten. In dieses Halbdunkel leuchtet mit ruhiger Flamme Farner hinein. Er tut es so, daß er „nach den zentralen Motiven im Denken und Handeln Lavaters fragt“: das „Christentum ganz besonderer Art“, in dem Lavater lebte, wird aufgedeckt. Es wird zudem so beschrieben, daß es jeder versteht, nicht nur der Kirchen- oder Geisteshistoriker. Wir müssen froh sein, daß wir ein solch zugleich ungemein nützliches und gewinnend liebliches Geschenk aus der Werkstatt eines berufenen Historikers in Empfang nehmen dürfen.

An dieser Stelle näher auf die Darstellung Farners einzugehen, wäre verfehlt, das käme bei ihrer Kürze auf eine Art verstümmelnder Wiedergabe heraus.

Edward Bloch.

Neue Schweizer Lyrik.

In einem blauen Leinenbändchen vereinigt die betagte Gattin Adolf Freys siebzig Gedichte: **Frey, Adolf. Ausgewählte Gedichte.** Auswahl von Lina Frey. (Verlag Sauerländer & Co., Aarau. 1938.) Möge das schlichte, gediegene Gewand der kleinen Sammlung den Eintritt ins Schweizer Haus erleichtern. Zwei Vorzüge Freys springen bei dieser Auswahl in die Augen. Erstens daß handwerklich exponen. Hat auch der Stil Adolf Freys naturgemäß im Laufe der Zeit an beispielhafter Geltung etwas eingebüßt, so ist doch sein Einfluß in der Schweizer Lyrik unverkennbar. Wie so mancher von denen, welche heute die schweizerische Muse um sich schart, hat sich einst vom Hochschullehrer Frey das sprachliche und das rhythmische Gewissen schärfen lassen. Wenn in formaler Beziehung ein außergewöhnlich hoher Grad von Sauberkeit und Bildhaftigkeit unsere Lyrik auszeichnet, so ist dies nicht nur auf C. F. Meyer, sondern auch auf Adolf Frey zurückzuführen. Wie Frey im „Totentanz“ ein Thema rundet und ihm immer wieder neue Seiten abgewinnt, zwingt zur Bewunderung. Gewiß hat der Dichter gelegentlich die Feile allzu genau angelegt, sodaß die lebendige Linie zu erstarren drohte. Beim Ziselieren des Motivs nähert sich die Poesie zuweilen der gehobenen Prosa. Das Verdienst Lina Freys ist es, durch ihre Auswahl einen zweiten Vorzug der Freyschen Lyrik, der oft übersehen wird, erstrahlen zu lassen: die seelische Wärme, die gleichbedeutend ist mit dem Gehalte eines Lyrikers. Diese Wärme, ja Leidenschaft durchdringt die barock fühnen, bildhaften Ausladungen in

Einem Gott gleich...

Einem Gott gleich zieh ich ungebunden
Auf und nieder an den Frühlingsrainen,
Meine ungestümen Lieder klingen
In den Klüsten und den jungen Hainen.
Flügel möcht ich Sturm und Winden leihen,
Feuer möcht ich in die Sterne tragen,
Tausend Strudelquellen, tausend Ströme
Möcht ich jauchzend aus den Felsen schlagen.
Könnt ich auf die grünen Hügelstufen,
Wo die Pforten deines Gartens ragen,
Aus dem aufgeblühten Lenzgelände,
Alle Kelche, alle Knospen tragen!
Und wenn unterm Erstlingssternenblicke
Höhn und Taleträumerisch verhallen,
Komm ich aus des Waldes Schattensaale
Vor dein Tor mit allen Nachtigallen.
Einen Zaubergürtel knüpfen klingend
Dir um Haus und Seele unsre Lieder,
Und aus deinem stillen Fenster blickst du
Hold betroffen in die Lenznacht nieder.

Unmittelbar, volksliedartig kommt das Gefühl zum Ausdruck in den mundartlichen Frühgedichten Freys von „Duß und unterm Rase“. Wir möchten, was Goethe in Bezug auf Wielands „Oberon“ gesagt hat, auf einige Gedichte dieser Sammlung anwenden: So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Kristall Kristall bleiben wird, so lange werden sie geliebt und bewundert werden. Wie innig folger Rhythmus und Reim dem Schlag des Herzens in

Tröst.

Übers Jahr, wenn's fäld
Wider Blueme treit,
Bin i wit und furt —
I d'r Ewigkeit.
Gang nid us mis Grab,
Chum nid zu mim Stei!
Mach d'r 's Härz nid schwer —
Glaub mers: i bi hei!

Neben der schlichten Knappheit dieser Verse möchten leicht Mundartlieder anderer Dichter dilettantisch wirken. Wenn aber Jakob Stutz nur das eine Gedicht: "Blueme-n us der Heimet" geschrieben hätte, dem der Titel „**Blueme vo heime**“ der kleinen, von Oskar Frei getroffenen Auswahl der Lyrik des Dichters entnommen ist, so dürften wir seiner freundlich gedenken. (Verlag Buchdruckerei Walter Kunz, Pfäffikon, 1938.) Das Gedicht ist noch zuweilen in einer etwas gekürzten Fassung in zürcherischen Volksschulen zu hören. Seliges Erinnern an das entschwundene Jugendland kämpft mit der Wehmut in seinen anschwellenden und melodisch zurückebgenden Versen, die durch einen einzigen Reim in der fünfzeiligen Strophe gebunden sind:

Blueme vo heime-n us Wieje-n und Fäld,
Rössli vo Häge-n im Wald,
Chränzli, du machst mer jo wohl und jo weh,
Löst mi mi Chindezit neu wieder g'seh,
Wo-n-i jo glücklich g'si bi.

Zwei Zürcher Oberländer Freunde Jakob Stutz, Johann Ulrich Furrer und Jakob Senn, sind am Schlusse der kleinen Sammlung mit Proben ihrer Kunst vertreten. Alle drei Dichter der gefühlvollen Biedermeierzeit haben einen trüben Lebensabend gehabt. Quellenangaben, Wort- und Sacherklärungen bereichern das liebenvoll ausgestattete Leinenbändchen.

Lebendiger Drang nach dem Schönen und Guten spricht aus den Gedichten, die ein Ungenannter aus dem Nachlaße Wilhelm Ochsenbeins unter dem Titel **Wie die Welt so traurig war und doch so schön** (Druck Büchler, Bern, 1938) zusammenstellte. Das Bändchen mag in erster Linie für die Freunde des vor einem Jahre Verstorbenen bestimmt sein. Ein den Gedichten vorgesetztes Bild hält die typisch bernischen, sympathischen Züge des Dichters fest.

Religiöse Gedichte sind vor allen ein Prüfstein für die Echtheit des Gefühls. Ein solches schlägt uns ohne Zweifel entgegen aus **Seele vor Gott** von Gottfried Gretler. (Zwingli Verlag, Zürich, 1938.) Ein „Angelus Helveticus“, sucht der Verfasser die mystische Vereinigung mit Gott, hat er seine Entzückungen und seine Stunden der Entmutigung. Der schlichte Bierzeiler wiegt vor; doch weitet die Empfindung die Form auch zu freien Strophen aus, die dem Dichter angepaßter sind als das starre Sonett. Wie schön führt das Reimwort der letzten Zeile zur ersten zurück in dem Gedichte:

Als tiefes Schweigen
Ruhst du in mir.
Der Lärm der Welt,
Der mich umgellt,
Verhällt in Dir.
Du machst mich still,
Wenn ich bewegt
Und laut erregt.
O Herr, ich will
Mich völlig in Dich neigen.

Helenе M e h e r.

Schweizer-Spiegel.

Schweizer-Spiegel. Roman von Meinrad Inglin. L. Staedmann Verlag, Leipzig. 1938.

Die Schweiz erhält bei weitem nicht jedes Jahr ein darstellendes Werk von der Bedeutung dieses mehr als 1000seitigen Romanes von Meinrad Inglin. Ein tiefster sittlicher Ernst erfüllt es, der gar nichts Sprödes an sich hat, aber unmittelbar (unter Schweizern) die Selbstbesinnung aufruft, und eine nie erlahmende gestaltende Kraft belebt es, der nicht auszuweichen ist.

Das Buch erzählt die Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges: es hebt an mit den Kaiseranövern von 1912, erzählt von den militärischen Anstrengungen der Schweiz während der Grenzbeseizung, vom Ringen um den neutralen Standpunkt, vom Graben zwischen Welsch und Deutsch, von den politischen und sozialen Kämpfen, von den Beziehungen zum Ausland, von den charitativen Anstrengun-

gen, von den Menschentypen, die die Zeit beherrschten, und schließt mit der Schil- derung des Generalstreiks im Jahre 1918. Das haben wir alles mit wachen Sinnen miterlebt — wir haben es niemals in so großartig einheitlicher Schau dargestellt gefunden. Das Einzelne, geschichtlich Bedeutsame ist mit liebevoller Sorgfalt und mit der Haltung des unbeteiligten Historikers herausgearbeitet: die Wahl des Generals, die Wandlungen in der Haltung der Truppe, der Rücktritt von Bundesrat Hoffmann, die Not der Grippe, der Generalstreik, das Hin und Wider der politischen und weltanschaulichen Strömungen — in fühlbar, nie Partei nehmender Erzählung, aber in einer Erzählung, die dennoch von einer starken inneren Spannung erfüllt ist.

Und seltsam: dies alles erzählt uns der Dichter in der Form des Romanes einer Familie, wir erleben es wieder mit den Menschen, die Exponenten ihrer Zeit sind, sodaß die geschichtlichen Ereignisse durch die Mannigfaltigkeit ihrer Spiegelung eine ungemein tiefe Bildwirkung erfahren. Wie der Dichter dies anstellt, ist sein Geheimnis. Seine Gestalten, die übrigens auffallend wenig zahlreich sind, wirken nirgends als gestellte Figuren, man merkt keine Absicht, die verstimmt, es entwickelt sich alles natürlich (und gut schweizerisch) aus den Voraussetzungen. Dass der Roman zum Roman des Verfalls einer Familie werden mußte, kann nicht verwundern, wenn man die auflösenden Kräfte der Zeit bedenkt, die mancher längst brüchig gewordenen Fassade den letzten Stoß gegeben haben.

Zwischen den Zeilen der realistischen Darstellung jedoch, die in gespissentlicher Zurückhaltung nur erzählen will, spürt man den Glauben des Dichters, der am Bestande seiner Heimat nicht zweifelt, aber weiß, daß sie heute wie ehedem den manhaftesten Einsatz der besten Kräfte verlangt. So z. B. im letzten Absatz: „Diese beiden äußersten Flügel rechts und links sagten einander unversöhnliche Feindschaft an. Sie demobilisierten die aufgebotenen Kräfte nicht. Sie nährten eine Gesinnung, die links von völlig undemokratischer Intoleranz war und rechts ebendahin führen konnte. Zwischen ihnen lag die politische Hochebene des freiheitlich gesinnten, verhältnismäßig toleranten Volkes, auf dem der Staat beruhte. Der Hang nach den Flügeln hin blieb aber bestehen, und dahin drohte künftig abzugleiten, wer den Glauben an die Freiheit und das Vertrauen auf die sittliche Kraft der Volksmehrheit verlor, wer lieber handeln als diskutieren wollte, die geistlos Leidenschaftlichen, die finster Entschlossenen und Humorlosen, die Enttäuschten und die tatenlosigen Unreisen. Sie gingen damit dem Staate vielleicht nicht verloren, sie konnten berufen sein, durch ihr drohendes Gebaren die verantwortlichen Parteien wachzuhalten und zu ihrer Aufgabe anzuuspornen, einer schwierigen Aufgabe, die vom gesamten Volk immer neu geleistet werden mußte, wenn es sein bezauerndes Land als Eigentum besitzen, die Freiheit darin bewahren und zwischen andersgearteten Völkern ehrenhaft und unabhängig fortbestehen wollte.“

Der Referent kann nur für sich reden. Er anerkennt die Wahrheitstreue dieses Schweizer-Spiegels, ehrt den guten und echten Schweizer-Sinn des Dichters, der sich darin offenbart, und beugt sich vor der meisterhaften erzählerischen Leistung, die das Buch darstellt.

Carl Günther.

Die helvetische Republik.

Helmut Zscholke: Die Französische Revolution und die Schweiz. Die helvetische Republik 1798—1803, in: Kleine Bibliothek der Schweizergeschichte, Heft 2/3, Verlagsbuchhandlung Stauffacher, Zürich, 1938.

Es ist nicht leicht, sich ohne weiteres über das Ziel der Schriftenreihe zu unterrichten, die unter dem Begriff „Kleine Bibliothek der Schweizergeschichte“ bald im Verlag „Freie Schweiz, Basel“, bald in der „Verlagsbuchhandlung Stauffacher“ in Zürich herauszukommen pflegt. Zieht man jedoch den Druckort zu Rate, die „Gesellschaftsdruckerei Basel“, sowie Heft 1 von „Heute und Morgen“, der im 1. Jahrgang erscheinenden „Monatsschriften für Kultur, Wirtschaft und Politik“ (im Titel Anlehnung an die „Schweizer Monatsschriften“), wo die Hefte angekündigt werden, so ist man bald im Bild. Es handelt sich meines Erachtens um nichts anderes, als um getarnte Volksfrontliteratur, die in geschickter Schreibweise um das Bürgertum wirbt und in den „Volksbildungszirkeln“ als Kurs- und Vortragsstoff Verwendung finden soll. Verfasser des 1. Heftes: „Gottfried Keller und der polnische

Freiheitskampf, 1863—1865“, ist der Schriftleiter der neuen Monatshefte „Heute und Morgen“, Dr. Hans Mühlstein, der als „Spanien-Verurteilter“ im Jahre 1937 mit dem Zürcher Staatsgefängnis Bekanntshaft gemacht hat. Man geht wohl kaum fehl, wenn man auch in ihm den geistigen Urheber der Kleinen Bibliothek der Schweizergeschichte vermutet, läßt sich doch unschwer eine Verwandtschaft der beiden Unternehmen feststellen. Das Programm, das Mühlstein für „Heute und Morgen“ entwickelt: „revolutionärer Humanismus“, dürfte mit Her- vorhebung von „revolutionär“ wohl auch das Ziel der Al. B. d. Sch. G. bezeichnen, wo unter dem Motto „Fröhheit“ die revolutionären Erhebungen der Vergangen- heit eine besondere Bearbeitung erfahren sollen.

Das vorliegende Heft dient demselben Zweck. Zschokke ist der Auffassung, es müsse „heute“ denjenigen Kreisen, in denen es „üblich geworden ist, die französische Revolution und ihre Errungenchaften schlecht zu machen“, entgegengewirkt werden. Denn nur sie, die Revolution, ist ihm die Schöpferin von Freiheit, Kultur und Fortschritt, von ihr allein erwartet er Leben und Bewegung. Riesig ist in seinen Augen der „Wust des Alten“ gewesen, den es durch die Helvetik wegzuräumen galt. Gutes vermag er in der alten Eidgenossenschaft kaum zu entdecken, ausgenommen vielleicht die Entwicklung zum angehenden Industriestaat; aber dann wurde man statt „Söldner“ nur „Prolet“. Schwyz ist ihm „in seiner Gesamtheit ein Schmarotzerstaat unter der Führung der Oberschmarotzer Reding“ (S. 6). Als einziges Band, das die 13 Orte zusammengehalten hat, erkennt er nur „das gemeinsame Interesse an der Ausbeutung der Untertanen“ (S. 8). Mit sichtlichem Wohlbehagen wird deshalb das Auftreten der Jakobiner in Genf, 1792, angeführt. „Sie belegten die Aristokraten mit Sondersteuern und gingen mit so kraftvollen Strafurteilen gegen die Konterrevolutionäre vor, daß sich den bürgerlichen Geschichtsschreibern noch heute die Haare sträuben“ (S. 43/44). Sehr auffallend über die Geistes- richtung des Verfassers sind auch die Hinweise auf den Untergang der Eidgenossenschaft. In den Kämpfen der Berner bei Neuenegg und im Grauholz erblickt er nicht ein Ringen um die Erhaltung der Unabhängigkeit, sondern eine Abwehr der Revolution. Das französische Heer eroberte unser Land, nicht um es Frankreich zu unterwerfen, sondern um der Revolution, von der es herbeigerufen worden war, zum Durchbruch zu verhelfen. In der französischen Armee sieht er „Erfolg und Mißerfolg der Helvetik begründet“ (S. 58). Aus diesem Grunde hat für ihn auch der „Verzicht auf die Neutralität in einer Zeit, in der dieses Prinzip nicht anerkannt wird, nichts zu besagen, war sich doch das Vollziehungsdirektorium dessen wohl bewußt, daß die Schweizer Emigranten mit den Feudalmächten gegen die neue Ordnung in der Schweiz konspirierten“ (S. 63). Das Ziel dieser Schreibweise ist unmöglich verständlich. Einen Umsturz zu entschuldigen, der durch das Herbeirufen einer fremden Macht bewerkstelligt wurde, ist ein gefährlich Spiel.

Die vorliegende Arbeit, die im übrigen recht klar geschrieben ist, kann daher nicht anders als politisch gefärbte Tendenzschrift gewertet werden, die heraus- gewachsen ist aus einseitig materialistischer Geschichtsauffassung. Ein objektives Geschichtsbild kann und soll sie wohl nicht vermitteln.

Ernst Steinemann.

Royalismus und Revolution.

Louis Madelin: Royalismus und Revolution. Verlag Benno Schwabe & Co. Basel 1937.

Der Verfasser — ein bekannter französischer Historiker — hat seinem Buch in der Ursprache den Titel gegeben: „La Contrerévolution sous la Révolution 1789—1815.“ Damit ist der Inhalt seiner Arbeit näher bezeichnet als in der vorliegenden deutschen Ausgabe. Versucht er doch darin, die gegenrevolutionären, royalistischen Strömungen, die seit Beginn der großen Revolution sich bemerkbar gemacht haben, zu verfolgen und uns in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien vor Augen zu führen. Dies gelingt ihm in außerordentlich klarer und interessanter Weise, und selbst gute Kenner der französischen Revolutionsgeschichte werden durch die Lektüre dieses Buches ganz neue, wertvolle Aspekte gewinnen.

Madelin schildert, wie der Beginn der Revolution aus einem tief eingewurzelten Bedürfnis des Volkes nach Gleichheit, d. h. nach Abschaffung der Klassen

ständischen Privilegien möglich wurde, das aber keineswegs den Willen nach Freiheit, nach Abschaffung des Königtums und nach Umsturz in sich barg. In der Folge erfüllte sich aber ein allgemeines historisches Gesetz, indem einige wenige Radikalisten in immer stärkerem Maße den Fortlauf der Revolution bestimmten und die wachsende gegenrevolutionäre Stimmung durch Terror unterdrückten, bis dann diese Richtung sich selbst ad absurdum führte, was in der Verurteilung Robespierre's seinen deutlichen Ausdruck findet. Von da an gewinnt die Gegenrevolution, trotz mancher Rückschläge, mehr und mehr an Boden, bis sie dann 1814, bezw. 1815 zur Restauration führt.

Auf einige interessante Ergebnisse von Madelins Arbeit möchte ich hier noch hinweisen. Da ist z. B. die Wechselbeziehung zwischen außen- und innenpolitischen Verhältnissen im Jahr 1792. Durch die unverständige Politik der Emigranten, die mittels fremder Gewalt den König wieder einsetzen wollten, ist damals die fast sterbende Revolution durch den nationalen Impuls aufs neue gestärkt worden. — Große Beachtung schenkt der Verfasser auch den Beziehungen zwischen Gegenrevolution und Kirche. Die katholische Kirche war bekanntlich eine der größten Angriffsflächen der Revolution, aber auch einer ihrer gefährlichsten Gegner. Daß die Kirche nicht gebrochen, sondern neu gestärkt aus dem Kampf hervorging, war für die Restauration von entscheidender Bedeutung. Interessant ist die Stellung Napoleons zu dieser Frage. Seiner zunächst revolutionären Haltung entspricht eine tücke, ablehnende, wenn auch nicht gerade feindselige Haltung gegen die Kirche. Nachdem er aber nach dem Sieg von Marengo seiner innerpolitischen Stellung der Linken gegenüber sicher ist, scheut er sich nicht mehr, durch den Besuch der Messe im Mailänder Dom der Kirche die Geste des Entgegenkommens zu zeigen, um damit den Weg einzuschlagen, der später zum Konkordat führte. Napoleons Kirchenpolitik hat zwar noch mancherlei Schwankungen gezeigt, auf die einzugehen hier aber kein Raum ist. — Lehrreich ist sodann die allgemein gültige Feststellung Madelins, die aus jeder Seite des Buches spricht, nämlich, daß es nicht genügt, für eine gute Sache selbst mit Überzeugung zu kämpfen, sondern, daß es darauf ankommt, richtig zu kämpfen. Denn durch falschen Kampf schadet man nicht nur sich selbst, sondern der Sache, der man zum Siege verhelfen will und macht sie damit oft des Sieges unwürdig.

Gundalen a. v. Weizsäcker.

Zur diplomatischen Geschichte des Weltkrieges.

Wilsons Diplomatie in der Friedensfrage 1914—1917, von Arnold Meine. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. 1938.

Die instruktive und gründliche Studie geht den amerikanischen Friedensbemühungen während des Weltkrieges nach und setzt die politischen und psychologischen Gründe auseinander, warum weder die Mittelmächte noch die Alliierten von der angebotenen Friedensvermittlung Gebrauch machen wollten. Meine's Untersuchung ist, unter Heranziehung der amerikanischen und englischen Memoirenliteratur, vornehmlich unterbaut von den „Intimate Papers“ von House, dem bedeutendsten Vertreter der amerikanischen Politik während der Weltkriegszeit. Oberst House, der Vertraute Wilsons, ist neben dem Präsidenten, der „eine merkwürdige Art von demokratischem Imperialismus mit religiösen Stimmungen“ verkörperte, der Mann des großen Tatsachensinns, ein vorausblickender Realist mit tückem Gerechtigkeitsgefühl und einem sehr feinen Spürsinn für den Gang der Entwicklung. Es ist nicht bloß so, daß er als Sonderbeauftragter des Präsidenten die europäischen Hauptstädte bereiste, sondern er inspirierte auf weite Strecken den Kurs der amerikanischen Politik mit eindrücklicher Eigenwilligkeit.

Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges weist er in London und Berlin mit einem umfangreichen Programm zur Befriedung Europas. Sein bestimmender Reiseindruck ist, daß die Großmächte falsche Prestigepolitik treiben und daß „die beste Friedenschance ein englisch-deutsches Flottenabkommen“ wäre, doch mit der Befürchtung, „was einigen Nachteil für U. S. A. bedeutete“. Während Wilson für das furchtbare Völkerringen Trost in dem Sieg der Ideen sucht, daß sich in der Geschichte die Zeitalter, „eins besser als das andere“, folgten, erstrebt House die Beleidigung der Ursachen, die die Katastrophe herbeigeführt. Er tritt wieder als ehrlicher, wenn auch erfolgloser Makler des Friedens in Europa auf.

Unerwartete Wendungen in der Politik entspringen sehr oft psychologischen Ursachen, über deren Folgen die Verursacher sich keine Rechenschaft geben. Nach dem Lusitania-Zwischenfall wandelt sich House in einen bestimmten Gegner Deutschlands um, den er aufs schärfste herausstellt: „Ein Krieg mit Deutschland sei fast eine Erlösung, da er den Vereinigten Staaten gestatten werde, frei und unabhängig für die Demokratie und eine neue Weltordnung zu kämpfen“. Dass Lansing Staatssekretär wird, unterstreicht den Kurzwechsel in Washington. Page, dem Botschafter in London, schwebt bereits die Gefahr einer „deutsch-japanischen Allianz“ vor.

Die militärischen Fortschritte Deutschlands und seiner Verbündeten vermehren die Sympathien für die Alliierten. Als Deutschland sich den amerikanischen Bestrebungen, kühler als angezeigt wäre, verschließt, nimmt die amerikanische Politik den Gedankengang „Sieg der Demokratien über den autokratischen Imperialismus“ nachdrücklicher auf. Aber die dritte Reise von House hält das Zünglein der Waage nochmals in der Schwere.

Die Enttäuschung von House über das System der Allianzen macht diesen Abschnitt über die fühlbare Distanzierung Washingtons von den Alliierten besonders interessant. Man wollte in Berlin nicht daran glauben, man hatte sich gewissermaßen in die Vorstellung des „einen — anglophilien und deutschfeindlichen — Wilson“ verbissen und verpasste daher den günstigen Moment der Aktivität. Dann erließ man, auf Drängen von Österreich und ohne dieses über die schwelenden Besprechungen mit dem Präsidenten zu informieren, ein eigenes Friedensangebot. Trotzdem es die Verhandlungsbasis verundeutlichte (keine Nennung der Kriegsziele) und die ganze Lage ungünstig dramatisierte, wäre in diesem Stadium noch ein Resultat zu erwarten gewesen. Da zerriß die Einmischung der Obersten Heeresleitung die vorsichtigen Fäden der „Hamletnatur“ Bethmann-Hollwegs, und alle Chancen, die das Spiel um den Frieden nicht hoffnungslos erscheinen ließen, wurden jäh zerstört durch die Eröffnung des bedingungslosen U-Bootkrieges. Wenige Tage später erfolgte der Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Nach neun Wochen brach der Krieg aus. Die Richtung House, die im Gegensatz zu Wilson auf der Annäherung an die Alliierten beharrte, hatte gesiegt.

Die nicht ganz leichte Studie liest sich sehr lohnend. Sie leuchtet in die tiefsten Gründe der amerikanischen Mentalität, wo eine sehr rasche Kristallisation der deutschgegnerischen öffentlichen Mächte sich vollzieht.

H. A. W. B.

Weltpolitische Stimmen aus Deutschland.

Deutschlands Streben nach Autarkie ist ein offensichtlicher Notbehelf. Sein eigentliches Ziel ist die Ausweitung seiner Nahrungsmittel- und Rohstoffbasis und die Gewinnung großer, sicherer Absatzräume. Ob die Beherrschung der weiten Flächen zwischen Schwarzen Meer und mittlerer Donau oder die Rückgewinnung überseeischer Kolonien Hauptzweck ist oder beides nach Möglichkeit angestrebt werden will, soll hier nicht zur Besprechung gelangen. Als symptomatisch darf die rege Erörterung weltpolitischer Fragen in weitestem Ausmaß durch die deutsche Publizistik bezeichnet werden. Drei Zeugen dafür liegen vor uns.

Walther Wahl skizziert in seinem neuesten Buch „Das politische Antlitz der Erde“¹⁾. Er wollte einen „Weltpolitischen Atlas“ schaffen, den er sich in erster Linie als „Hilfsmittel für die weltpolitische Schulungsarbeit“ dachte. Dabei galt es diejenigen weltpolitischen Vorgänge auszuwählen, „die die großen ordnenden Leitlinien des politischen Erdbildes der Gegenwart erkennen lassen. Je eine knappe, auf die wesentlichsten Züge beschränkte Karte und eine erläuternde Textseite ergänzen sich wechselseitig. Den Anfang machen Karten und Diagramme, „die politische Tatbestände von erdumfassender Wirksamkeit behandeln“. In diesem Zusammenhang erscheinen die wichtigsten Kolonialreiche. Es folgen Kartenserien über Europa, das Mittelmeer, den Nahen Osten, Indien, Afrika, die Sowjetunion, den Fernen Osten und den amerikanischen Doppelkontinent. Der Leser findet alle für einfache, auf das Wesentlichste beschränkte Orientierung erforderlichen Angaben über

¹⁾ Leipzig, Wilhelm Goldmann Verlag, 1938.

Raum, Bevölkerung, wirtschaftliche, staatliche, strategische Verhältnisse. Allerdings ist die Unterordnung des Buches unter die propagandistischen Zwecke der deutschen Außenpolitik deutlich sichtbar. Die Beherrschung der Erdoberfläche durch wenige bevorzugte Großmächte zum Nachteil anderer — speziell Deutschland, Italien und Japan — wird in steter, eindringlicher Wiederholung hervorgehoben. Der anhaltenden Kritik insbesondere Großbritanniens steht die restlose Anerkennung der eigenen Staatsführung gegenüber. Der Optimismus hinsichtlich der Erfolgsaussichten des deutschen Vierjahrplans spricht sich rückhaltlos aus. Der italienischen Islampolitik traut der Verfasser die reine Uneigennützigkeit zu; er über sieht die reservierte Haltung maßgebender muslimischer Kreise gerade Mussolini gegenüber (vgl. Schmitz, *All-Islam*). Sehr viele interessante Aufschlüsse aus des Verfassers „Wetterzonen der Weltpolitik“ finden sich hier wieder, aber ergänzt und nach kleinen Themen in größeren Zusammenhängen geordnet. Wer sich durch die stark nationalsubjektive Anschaungsweise nicht stören lässt, würdigt in diesem Werk, trotz seiner Einseitigkeiten, einen zuverlässigen Ratgeber, der umständliches Suchen in weitschweifiger Sonderliteratur wohltuend erspart.

Ebenfalls vom Streben nach Sachlichkeit erfüllt ist, was der Londoner Korrespondent der Frankfurter Zeitung, *Wolf von Dewall*, über „*Gefahrenzonen britischer Weltpolitik*“²⁾ schreibt. Eigentlich beleuchtet er vielmehr die Verteidigungsmöglichkeiten des Britischen Weltreiches. Die Gefahrenzonen sieht er natürlich im festländischen Europa, im Mittelmeer und in Ostasien. Ob die Dominien bei jeder Eventualität dem Mutterland zu Hilfe eilen können, erscheint ihm fraglich. Ob sie dazu imstande sind, bezweifelt er. Daher unterstreicht er Großbritanniens Angewiesensein auf die Freundschaft mit Frankreich; für beide Staaten bleibt der Mittelmeerweg unentbehrlich. Im Vergleich zur vorhandenen Literatur bietet das Buch materiell wenig Neues.

Gegenüber diesen Büchern hebt sich die „*Weltentscheidung im Mittelmeer*“ von *Edmund Schopen*³⁾ durch lühnes Vorstoßen ins Programmatische und Prophetische ab. Schopen sieht an die Stelle der bisherigen atlantischen Epoche der Weltgeschichte eine mediterran-pazifische treten. Ihr Anbruch fiel zusammen mit dem Aufbruch der italienischen Nation „zum Herrenvolk auf der dreifachen Basis des nationalen Gedankens, der autoritären Staatsführung und des sozialen Ausgleichs“. Ein Volk nach dem andern wird von diesem Aufbruch ergriffen; den „autoritären, national- sozialen Staaten des konstruktiven Gemeinschaftsgedankens“ stehen die „bolschewistischen und bolschewistisch beeinflussten des destruktiven Gemeinschaftsgedankens“ im Sinn der ungegliederten, atomisierten Masse gegenüber. „Nahezu hilflos und mit ihrer parlamentarischen Ideologie fast wehrlos standen die großen bürgerlichen Demokratien im Niemandsland und wurden selbst zum Schlachtfeld der sie trennenden Geisterscheidung...“ Großbritannien mit den Vereinigten Staaten als angelsächsischer Block das Pazifische Meer beherrschend, sofern ihnen die Besiegung Japans gelungen ist, Italien als geopolitisches Zentrum eines neuen Mittelmeer-Imperiums, Deutschland als Träger der nordeuropäischen Entwicklung — das ist die Welt der Zukunft, die Schopen voraussieht. Den sicheren Frieden erwartet er von einem Großmächte-Direktorium nach den Ideen Mussolinis. „Ob diesem Direktorium vier, sechs oder acht Mächte angehören werden, wäre gleichgültig. Und ebenso gleichgültig wäre es, ob die kleinen oder mittleren Staaten sich dadurch bevormundet oder vergewaltigt fühlen.“ (S. 71.)

Gerade solche Stellen machen dies Buch für uns beherzigenswert. Niemand über schätzt die Rolle kleiner Staaten. Aber die Überzeugung, daß ihnen just heutzutage eine wertvolle geistige und sittliche Sendung beschieden sei, wird in uns durch die Zeiteignisse gewiß eher stärker als schwächer werden.

Otto Weiß.

²⁾ Berlin-Schildow, Erich Sicker Verlag, 1938.

³⁾ Leipzig, Wilhelm Goldmann Verlag, 1937.

Das Gastgeschenk.

Georg Wegener: Das Gastgeschenk. F. A. Brockhaus, Leipzig 1938.

Der etwas eigenümliche Titel läßt einen Roman vermuten; doch weit gefehlt. Am 31. Mai feierte der Verfasser seinen 75. Geburtstag, da kam er auf den hübschen Gedanken, nicht nur Geschenke entgegenzunehmen und den Gratulanten die Hand dankend zu drücken, sondern ihnen auch eine kleine Gegengabe zu überreichen, — einen bunten Strauß von Erlebnisblüten, von fernen Reisen, berühmten Zeitgenossen und Erinnerungen aus seinem Familienkreis.

Georg Wegener, der geschätzte Münchener Geograph, ist kein Unbekannter. Wir verdanken ihm eine ganze Reihe gediegener, fachwissenschaftlicher Berichte, die auch in Laienkreisen wegen ihres tiefen Verständnisses für die Eigenart der von ihm bereisten Länder und deren Volksleben, sowie wegen der formschönen Darstellung viel gelesen werden. Im ersten Teil gibt der Verfasser eine sorgfältige Auswahl von Reiseberichten, die das Hauptgewicht bald auf Landschaftsbild und Wirtschaftsleben, bald auf Kunst- und Entwicklungsgeschichte legen. Immer wird in meist knapper Darstellung das Wesentliche in meisterhaften Zügen herausgeschält. Es sei auf die liebevolle Studie über die Alhambra, auf die Skizze der Steppe von Baza mit ihren fast wüstenhaften Landschaftsformen, Höhensiedlungen und der sechsspännigen Postkutsche verwiesen, beides Gebiete, die der Schreiber dieser Zeilen vor mehr als 30 Jahren selbst kennen gelernt hat und die ihm heute noch in lebhaftester Erinnerung sind. In ganz vorzüglicher Weise führen sie in die Stimmung jener Gegenden ein. Daselbe gilt für den Abschnitt „Die Schwelle zum Nordpol“, dem Reich der Mitternachtsonne. Das große Ereignis, das Eindringen in das Packeis, wird in geradezu dramatischer Weise geschildert. „Wir schwammen zuletzt völlig umringt inmitten des losen Treibeises; zuweilen stieß unser Dampfer mit dumpfem Krach gegen eine Scholle, so daß sie entweder zerbarst oder sich mürrisch langsam, gurgelnd und knirschend zur Seite wälzte.“ Den Besuch einer norwegischen Walvischstation möchte ich nicht jedem Laien empfehlen, der glitscherige Boden und infernale Gestank ist nicht für alle Nerven. Auf „Erstlingspfaden in Inner-China“ folgt er seinem berühmten Meister und Lehrer Ferdinand Freiherr von Richthofen. Wunderbar ist auch der gewaltige Gegensatz an der großen Wetter scheide Ceylons, wo man sozusagen mit einem Schritt aus dem üppigen, tropischen Paradies der Westseite, der Region der Feuchtigkeit, unmittelbar in Regenschatten kommt und nach der Fahrt durch den Grenztunnel plötzlich ein dürres, größtenteils völlig baumloses Grasland vor sich hat. Es sei noch verwiesen auf die großartigste Geisirlandschaft der Erde im Seedistrikt der Nordinsel Neuseelands mit dem weltberühmten Rotoruageiser, auf Cartagena in Kolumbien, der gefallenen einstigen Größe im Mündungsgebiete des Magdalenenflusses, um die es nun infolge des Versandens des Hafens stille geworden ist.

Ein zweiter Abschnitt gedenkt berühmter Zeitgenossen, denen der Verfasser in seinem Leben näher getreten ist, wie Freiherr von Richthofen, Sven Hedin, die beiden Polarforscher Fridtjof Nansen und Robert Scott; W. Bölsche, Hans Delbrück und auch eine gefallene Größe, Kaiser Wilhelm II., den Wegener als Geograph auf den italienischen Kriegsschauplatz begleitet hat. Wie es hier im intimen Kreise zugegangen ist, dürfte auch heute noch von einem gewissen Interesse sein, — oft etwas recht burschikos, — dabei schimmert aber immer eine gewisse Bewunderung der raschen Auffassungsgabe, der gewandten Unterhaltung und des großen Erzählungstalentes des hohen Herrn durch.

Der Schluß ist seiner „Madeleine“ gewidmet. Es sind Bruchstücke aus einem nicht im Handel erschienenen Buche, das er 1910 seiner Gemahlin zum zehnten Hochzeitstag überreicht hat, Blätter voll tiefen Empfindens und köstlichen Humors, der ganz besonders in der Erzählung „Auf der Antiquitätenjagd“ zum Ausdruck kommt. So enthält das Buch eine Fülle wechselseitlicher Bilder, die jedem etwas zu bieten vermögen.

M. Riffi.

Jugend und Alter.

Eberhard Bischler: Jugend und Alter in der Geschichte. Helbling und Lichtenhahn, Basel, 1938.

Wir leben in einer Zeit, in der verhältnismäßig junge Männer eine gewaltige Stellung im Leben mancher Völker errungen haben und den Lauf der Geschichte entscheidend bestimmen, während in Ländern alter Tradition Greise mit der staatsmännischen Erfahrung vieler Jahrzehnte die Regierung führen. Diese Tatsache macht ein Büchlein höchst willkommen, in dem der langjährige Inhaber des Basler Lehrstuhls für Kirchengeschichte die Frage untersucht: Von welcher Bedeutung war für den Verlauf der Menschheitsgeschichte das Alter der sie mitbestimmenden Personen? Der Begriff der Geschichte wird dabei nicht bloß politisch, sondern im weitesten Sinne kulturell gefaßt, sodaß wir das Lebensalter einer Fülle von Männern und Frauen, die sich in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft verdient gemacht haben, kennen lernen. Die Daten sind verblüffend. Der erste Papst, der nach seinem Amtsantritt den Namen wechselte, Johann XII., zählte 16 oder 17, Benedikt IX. nur 10 oder 12 Jahre, als sie mit der dreifachen Tiara gekrönt wurden; der grimmige Bonifatius VIII. war fast 80, der Protektor der Franziskaner, Georg IX., sogar 85 jährig, als sie die päpstliche Würde erhielten. Sicher ist es für den Kampf zwischen den weltlichen und kirchlichen Gewalten nicht ohne Bedeutung gewesen, daß hochbetagte Päpste jugendliche Kaiser gegenüberstanden; Gregors IX. Gegenspieler, Friedrich II., ließ mit 18 Jahren seine ersten königlichen Befehle von Basel ausgehen, und Heinrich III. hielt in Sutri mit 29 Jahren Gericht über drei Päpste. Auf kulturellem Gebiet sei erwähnt, daß Holbein noch nicht 20jährig den 34jährigen Bürgermeister Meyer malte; Giovanni Bellinis herrlichste Bilder dagegen stammen aus seinen achtziger Jahren, und Michelangelo, der schon anfangs der 20er Jahre die Pietà der Peterskirche schuf, war über 70 Jahre alt, als er den Auftrag erhielt, den Bau der Peterskirche zu Ende zu führen. Auf Grund der Menge von Daten, die ihm zur Verfügung stehen — wir haben nur einige prägnante herausgegriffen — stellt Bischler fest, es wäre verhängnisvoll, Leute lediglich im Hinblick auf ihr Alter, grundsätzlich und ohne Unterschied von der Mitarbeit am gemeinsamen Wohl in verantwortungsvoller Stellung auszuschließen und es sei zu überlegen, ob wir gut tun, gerade unsere begabtesten jungen Leute bis ans Ende des zweiten Jahrzehnts auf der Schulbank festzuhalten. Diese bedeutsamen Bemerkungen lassen wünschen, daß das unterhaltsame Werklein nicht bloß von Liebhabern der Geschichte, sondern auch von denen gelesen werde, die bei der Besetzung wichtiger Stellen und der Gestaltung der Schule mitzureden haben. *Eberhard Zellweger.*

Philippe Otto Runge.

Philippe Otto Runge: Schriften, Fragmente, Briefe. Hrsg. von Ernst Forsthoff. Verlag Friedrich Vormark, Berlin, 1938.

Philippe Otto Runge gehört zu den ersten Gründern der Romantik. In seinem Werk fand Ludwig Tieck wunderbar und erstaunlich erfüllt, was er selbst an malerischen Möglichkeiten geahnt zu haben glaubte, jene Poesie der bildenden Kunst, die sich zu den Bildern der klassischen Maler ähnlich verhält wie das Zauberhafte in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ zu der Welt in Goethes „Wilhelm Meister“, die immer nur sich selbst und alles mit sich selber gibt. Begreiflich also, daß etwa Lischbein mit einiger Beklommenheit dieses Malers Werk besah und erklärte: „Es ist am Ende Allegorie und Poesie, und auch das Beste in dieser Art ein Wort; und da geht das eigentliche Wort selbst ja doch weiter und sagt mehr“ — wenn er ihn zu einer historischen Komposition anzuregen und damit auf das ungeteilte einzige Wesen der Malerei zu leiten versuchte. Runge jedoch, seit er bei einem jener Preisausschreiben der Weimarer Kunstreunde gescheitert war, hatte sich unwiderruflich von dieser Tradition losgesagt und der Landschaft zugewandt, der allegorischen Landschaft, in der er die eigentliche Aufgabe der Zeit erkennen zu dürfen glaubte. Der Entwurf zum „Morgen“ in der Kunsthalle in Hamburg gibt uns den klarsten Begriff von Runges Zielen und läßt uns tief beklagen, daß ein früher Tod diesem seltenen Geist die letzte Realisierung seiner Gesichte verboten hat.

Allen, die vor Runges Bildern jemals in nachdenkliche Betrachtung versunken sind, wird die Neuausgabe seiner Schriften hochwillkommen sein. Denn dieser

Künstler, der schon als Maler poetisch versährt, versügt über eine ganz erstaunliche Kraft des Worts. Und weil ihm alles Modische fehlt, ergreift er uns heute unmittelbarer als Wackenroder oder Tieck.

Dem Buche liegen die „Hinterlassenen Schriften“ zugrunde, die Daniel Runge 1840/41 der Öffentlichkeit übergeben hat. Das bedeutet einen Verzicht auf philosophische Erzahltheit. Denn Daniel hat an dem Originaltext einige Veränderungen vorgenommen. Da aber ein großer Teil der Manuskripte nicht mehr erhalten ist, da eine wissenschaftliche Ausgabe nur in ungewisser Zukunft möglich gewesen wäre, wird man es Ernst Forsthoff danken, daß er sich schon jetzt zu einer wenn auch unvollkommenen, so doch den meisten Bedürfnissen genügenden Ausgabe entschlossen hat.

In einem ersten Abschnitt sind Runge's Äußerungen über die Kunst und den künstlerischen Beruf zusammengestellt. Da zittert noch alle Erregung des jungen Genies, das neues Land entdeckt und mit Polemik, Prophetie und abgründig geäußerten Bibelzitaten den Weg ins Unbekannte antritt. Dann folgen die Versuche, das Wesen der Farbe, ihre Zusammenstellung und Harmonie zu konstruieren — Runge hat Goethes Farbenlehre mit größter Spannung entgegengesehen, doch ihr Erscheinen nicht mehr erlebt —, Versuche, die sich bis zu einer Analogie der Farben und Töne, der Malerei und Musik hinwagen. Briefe, unter deren Empfängern Goethe, Arnim, Brentano, Görres, Schelling und Steffen figurieren, beleuchten die kurze, inhaltsreiche Zeit des Schaffens von 1798—1810 und spiegeln das Wunder jener Welt, die unwiderruflich versunken ist. Dann ist alles zusammengestellt, was geeignet ist, uns in die Werke Runge's einzuführen und den keineswegs leicht zu fassenden allegorischen Sinn der „Lehrstunde der Nachtigall“, der „Quelle“, der „Tageszeiten“ zu erschließen. Und endlich finden wir die Gedichte, bedeutende Stücke romantischer Lyrik, und was Runge für die Brüder Grimm aufgezeichnet hat, das „Märchen vom Machandelboom“ und das „Märchen vom Fischer un syner Fru“.

Emil Staiger.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

von Arx, Cäsar: Der kleine Sündenfall. Schauspiel in 3 Akten. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1939. 112 Seiten.

Behrend, Fritz: Geschichte des Tunnels über der Spree. Kommissionsverlag Hermann Wendt G. m. b. H., Berlin 1938. 96 Seiten.

Benoist-Méchin, J.: Geschichte des deutschen Heeres seit dem Waffenstillstand. 1918—1938. Band 1: Vom Kaiserheer zur Reichswehr. Verlag von Dietrich Reimer, Berlin 1939. 260 Seiten und 5 Kartenskizzen.

Better, Albert: Der deutsche Roman von heute. Eine Wegleitung. Verlag A. Lüthy, Solothurn 1938. 29 Seiten.

Bislin, Georg A.: Der unerlaubte Eintritt in fremden Militärdienst als Schwächung der Wehrkraft. Buchdruckerei Dr. J. Weiß, Aßoltern a. A. 1938. 149 Seiten.

Die Schweiz 1939. Ein Nationales Jahrbuch, herausgegeben von der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Vertriebsstelle Dr. P. Pfeil, Aarau. 283 Seiten, Preis Fr. 6.50.

Du bist Eidgenosse. C. H. Kunst- und Verlagsgeellschaft, Zürich 1938. 235 Seiten, Preis Fr. 6.50.

Endres, Hans: Rasse, Ehe, Zucht und Züchtung bei Nietzsche und heute. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1938. 160 S., Preis RM. 7.50.

Fischer, Maria: Zwischen Kreuz und Adler. Trauerspiel aus dem Helvetischen Altertum in fünf Akten. Fischer Verlag, Zürich 1938. 163 Seiten.

Fischer, Paul: Der Maler Johann Melchior Wyrsch. Kommissionsverlag C. Bachmann, Buchhandlung, Zürich 1938. 184 Seiten und 24 Bildtafeln.

von le Fort, Gertrud: Die Magdeburgische Hochzeit. Roman. Insel-Verlag, Leipzig 1938. 347 Seiten.

- Freundeslieb' und Tren'.** 250 Briefe Eduard Mörikes an Wilhelm Harlaub. Herausgegeben von Gotthilf Renz in Tübingen. Verlag Leopold Klop, Leipzig 1938. 444 Seiten, Preis RM. 5.80.
- Gayer, Homan und James:** The Sugar Economy of Puerto Rico. Verlag Columbia University Press, New York 1938. 326 Seiten.
- Hande, Kurt:** Zwielicht. Erzählung. Verlag Die Rabenpreisse, Berlin 1938. 151 Seiten.
- Hart, Liddel:** Foch, der Feldherr der Entente. Vorhut-Verlag Otto Schlegel, Berlin S. W. 68 1938. 335 Seiten, 12 Kunstdrucktafeln und 5 Karten, Preis RM. 7.50.
- Kellet, G. E.:** The Story of Dictatorship from the earliest times till today. Edition Fvor Nicholson & Watson Ltd., London 1937. 231 Seiten.
- Kern, Hans:** Geheimnis und Ahnung. Die deutsche Romantik in Dokumenten. Widukind-Verlag Alexander Voß, Berlin-Lichterfelde 1938. 288 Seiten und 8 Kunstdrucktafeln.
- von Kürenberg, Joachim:** Waffenstarrendes Mittelmeer. Zwischen Kriegshäfen und Festungen. Ausblick-Verlag, Zürich 1939. 312 Seiten mit 22 Kartenfizzen, Preis Fr. 8.50.
- Lang, Siegfried:** Lesebuch Schweizerischer Dichtung. Verlagsgenossenschaft Schweizer Bücherfreunde, Neugasse 42, St. Gallen. 303 Seiten, Preis für Mitglieder Fr. 4.50.
- Lennarz, Franz:** Die Dichter unserer Zeit. 275 Einzeldarstellungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1938. 327 Seiten, Preis RM. 3.25.
- Lewalter, Ernst:** Friedrich Wilhelm IV. Der Romantiker auf dem Thron. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin 1938. 503 Seiten und 47 Abbildungen.
- Lieburg, Max Eduard:** Hüter der Mitte. Schauspiel. Rascher Verlag, Zürich 1934. 117 Seiten und 8 Kunstdrucktafeln.
- Paulsen, Friedrich:** An Autobiography. Ed. by Th. Lorenz. Verlag Columbia University Press, New York 1938. 514 Seiten.
- Schmahl, Eugen:** Radeck. Österreichs Ruhm — Deutschlands Ehre. Vier Falken Verlag, Berlin 1938. 442 Seiten und 16 Bildtafeln.
- Schmalenbach, Hermann:** Geist und Sein. Verlag Haus zum Falken A.-G., Basel 1939. 328 Seiten, Preis Fr. 18.—.
- Schnad, Anton:** Die bunte Hauspostille. Paul List Verlag, Leipzig 1938. 296 Seiten, Preis RM. 7.50.
- Sieburg, Friedrich:** Afrikanischer Frühling. Eine Reise. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1938. 413 Seiten, 48 Bildtafeln und 1 Karte, Preis RM. 7.50.
- Speiser, Andreas:** Die Basler Mathematiker. 117. Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen 1939. Kommissionsverlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel 1939. 51 Seiten, Preis Fr. 2.50.
- Stäger, Dr. med.:** Die Geschichte vom weißen Raben. Unterhaltungen über Homöopathie. Verlag Otto Walter A.-G., Olten 1939. 55 Seiten, Fr. 1.80.
- von Tschärner, E. H.:** China in der deutschen Dichtung bis zur Klassik. Ernst Reinhardt Verlag, München 1939. 128 Seiten und 10 Kunstdrucktafeln, Preis RM. 4.80.
- Zeller, Konrad:** Neubau der Mittelschule. Gedanken zur Reform der Lehrerbildung. Zwingli-Verlag, Zürich 1939. 68 Seiten, Preis Fr. 2.70.
- Ziegler, Wilhelm:** Volk ohne Führung. Das Ende des Zweiten Reiches. Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 1938. 310 Seiten, Preis RM. 4.80.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Verstand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsberechte vorbehalten.